



Anna Birglechner

Besondere Anerkennung

Für welche Zukunft soll ich unterrichten?

Ich bin 21 Jahre alt und studiere an der Pädagogischen Hochschule Salzburg. Wenn ich morgens über die Salzach zur Pädagogischen Hochschule fahre, begegnen mir zwei Welten. Die eine ist die Postkartenstadt: Touristen mit Kameras, glänzende Schaufenster, Cafés voller Menschen, die Zeit zu haben scheinen. Die andere ist leiser: Studierende, die vor der Vorlesung noch im Supermarkt jobben, Lehrer*innen, die mit übervollen Rucksäcken in die Straßenbahn steigen, Pflegekräfte im Frühdienst. Zwischen diesen Welten soll ich einmal Kinder auf „die Wirtschaft“ vorbereiten. Doch welche genau?

In Seminaren höre ich oft, Schule müsse junge Menschen fit für den Arbeitsmarkt machen. Gleichzeitig erzählen uns Dozent*innen, wie viele Kinder mit Sorgen in den Unterricht kommen: Eltern, die mehrere Jobs haben, beengte Wohnungen, wenig Zeit füreinander. Ich frage mich: Bereiten wir Kinder auf die Wirtschaft vor oder müssen wir nicht auch die Wirtschaft auf Kinder vorbereiten?

Ich bringe keine Lösungen mit, nur Wünsche und Vorstellungen. Aber vielleicht sind Wünsche ehrlicher als die Gewissheiten derer, die längst entschieden haben, wie die Welt zu sein hat.

Mein erster Wunsch betrifft etwas sehr Bodenständiges: leistbares Leben. Viele von uns arbeiten neben dem Studium. Nicht für Urlaube, sondern für das Notwendige: Miete, Öffi-Ticket, Studienmaterialien. In Salzburg ist Wohnen ein eigenes Fach, das niemand offiziell unterrichtet. Wer kein Elternzimmer hat, lernt schnell, dass Freiheit teuer ist.

Ich wünsche mir eine Wirtschaft, in der ein junger Mensch nach der Ausbildung nicht zuerst Angst vor Rechnungen haben muss. Wenn Fleiß und Ausbildung nicht mehr reichen, um auf eigenen Beinen zu stehen, dann stimmt etwas Grundsätzliches nicht. Wirtschaft sollte Türen öffnen, nicht Eintrittsgebühren verlangen.

Im Praktikum in einer Volksschule erzählte mir ein Schüler, er wolle „irgendwas mit viel Geld“ machen, damit seine Mutter weniger arbeiten müsse. Dieses Gespräch hat mich beschämt. Ein



Achtjähriger sollte von Abenteuern träumen, nicht von Überstunden. Eine Wirtschaft, die Kinder so früh zu Buchhaltern ihrer eigenen Zukunft macht, verliert ihre Menschlichkeit.

An der Pädagogischen Hochschule wird viel über Künstliche Intelligenz gesprochen. Programme können Arbeitsblätter erstellen, Texte korrigieren oder bei der Stundenplanung helfen. Das entlastet Lehrpersonen und kann im Alltag wirklich nützlich sein. Trotzdem begleitet mich ein leises Unbehagen. Wenn Bildung vor allem effizienter werden soll, bleibt dann noch genug Raum für das, was Lernen in der Volksschule eigentlich ausmacht: Zeit, Gefühle und Beziehung?

Kinder lernen nicht wie Maschinen. Sie lernen, weil sie jemandem vertrauen, weil sie sich sicher fühlen und weil Fehler erlaubt sind. Manchmal braucht ein Kind drei Wochen für einen Buchstaben, und dann plötzlich öffnet sich etwas. Dieses langsame Wachsen lässt sich nicht beschleunigen wie ein Download. Ich wünsche mir deshalb eine Wirtschaft, in der Technik uns Zeit schenkt, statt sie zu verkürzen.

KI kann Lehrpersonen unterstützen, Ideen liefern und Routinearbeiten abnehmen – ersetzen sollte sie die menschliche Begegnung nicht. Ein Kind ist kein Datensatz, seine Entwicklung keine Kurve. In meinen Praktika habe ich erlebt, wie viel ein einziges Gespräch bewirken kann: ein aufmunterndes Wort vor der Schularbeit, ein Zuhören nach der Pause, ein Blick, der sagt: „Du bist hier wichtig.“ Solche Momente tragen oft weiter als jede perfekt gestaltete Übung.

Die Digitalisierung stellt daher eine größere Frage: Wer bestimmt das Tempo unseres Lebens – Programme oder Menschen? Eine zukunftsfähige Wirtschaft müsste Technologie so gestalten, dass sie Gefühle und Beziehungen schützt, denn genau dort beginnt jedes echte Lernen.

Was mich besonders beschäftigt, ist der Umgang mit Sorgearbeit. Pflege, Elementarpädagogik, Assistenz in Schulen. Überall fehlen Menschen. Gleichzeitig gelten diese Berufe ökonomisch als Last. In einem Praktikum sah ich eine Pädagogin, die gleichzeitig trösten, unterrichten, organisieren und dokumentieren musste. Am Ende des Tages sagte sie: „Ich liebe meinen Beruf, aber er liebt mich nicht zurück.“

Ich wünsche mir eine Wirtschaft, die erkennt, dass Fürsorge kein Nebenschauplatz ist. Ohne Menschen, die sich kümmern, gibt es keine produktiven Arbeitskräfte, keine stabilen Familien, keine funktionierende Gesellschaft. Warum verdienen jene am wenigsten, die das Wichtigste tun?

Vielleicht müsste man Erfolg anders berechnen: Wie viele Kinder fühlen sich sicher? Wie viele alte Menschen werden würdevoll begleitet? Solche Fragen tauchen in Bilanzen kaum auf. Aber sie entscheiden darüber, ob ein Land lebenswert bleibt.

Meine Generation ist mit Krisen aufgewachsen: Hochwasser, Hitzesommer, Nachrichten über schmelzende Gletscher. Das ist kein fernes Zukunftsbild, sondern Hintergrund unseres Alltags. Gleichzeitig hören wir ständig, Wachstum dürfe nicht gebremst werden. Dieser Widerspruch fühlt sich an wie ein leiser Dauerlärm, an den man sich gewöhnt, obwohl man es nicht sollte.

Ich wünsche mir eine Wirtschaft, die das Klima nicht als lästige Nebenbedingung behandelt. Unternehmen könnten stolz darauf sein, weniger Ressourcen zu verbrauchen, statt immer mehr zu verkaufen. Gerade der Tourismus, von dem Salzburg lebt, müsste sich fragen, wie viel Verkehr, wie viele Hotels und wie viele Tagesgäste eine Stadt und ihre Umgebung langfristig verkraften.



Nachhaltigkeit sollte kein Werbeslogan sein, sondern eine ernsthafte Entscheidung mit klaren Grenzen.

In der Volksschule lernen Kinder, Müll zu trennen, achtsam mit Wasser umzugehen und Dinge zu reparieren, statt sie wegzuworfen. Diese einfachen Regeln könnten auch für Erwachsene gelten. Eine Wirtschaft, die sich an dem orientiert, was Kinder bereits verstehen, wäre vielleicht vernünftiger als viele Hochglanzstrategien.

Viele meiner Freundinnen leben von Semester zu Semester. Praktika, Teilzeitjobs, befristete Verträge – alles wirkt vorläufig. Flexibilität klingt in Broschüren nach Freiheit, im echten Leben fühlt sie sich oft eher nach Unsicherheit an. Wie soll man Pläne machen, wenn schon der nächste Sommer ein Fragezeichen ist?

Ich wünsche mir eine Wirtschaft, die Verlässlichkeit wieder ernst nimmt. Sicherheit bedeutet nicht Stillstand, sondern die Möglichkeit, Entscheidungen ohne Angst zu treffen – eine Wohnung zu suchen, eine Beziehung zu leben, vielleicht irgendwann eine Familie zu gründen. Wer ständig um den nächsten Vertrag bangt, wird vorsichtig statt mutig.

Eine Gesellschaft braucht Menschen, die mehr sein dürfen als Lebensläufe mit Lücken. Wenn junge Erwachsene nur noch funktionieren sollen, verlieren wir Ideen, Widerspruch und auch Verantwortung füreinander.

In den Nachrichten wird wirtschaftlicher Erfolg in Zahlen erzählt: Exportquoten, Wachstum, Investitionen. Ich frage mich, warum so selten von anderen Dingen die Rede ist: von Zeit für Familie, von gesunden Kindern, von Dörfern mit funktionierenden Vereinen.

Ich wünsche mir, dass Österreich seinen Standort anders definiert. Nicht nur als Platz für Firmen, sondern als Ort für Leben. Eine Bäckerei, die Lehrlinge ausbildet, ein Sozialbetrieb, der Menschen mit Behinderung beschäftigt, eine Schule, die Raum für Kreativität lässt – auch das ist Wirtschaft.

Vielleicht sollte jedes Unternehmen neben der Bilanz eine zweite Rechnung vorlegen: Was tragen wir zum guten Leben bei? Wie gehen wir mit Menschen und Natur um? Eine solche Ehrlichkeit würde mehr über Zukunft entscheiden als jede Hochglanzstrategie.

Als zukünftige Lehrerin stehe ich zwischen Welten. In der Volksschule begleite ich Kinder beim Lesenlernen, Rechnen, Entdecken und Zusammenleben, also auf ihrem Weg zu selbstständigen Menschen. Gleichzeitig spüre ich, wie Bildung zunehmend ökonomisiert wird: Alles soll messbar, verwertbar, effizient sein.

Ich wünsche mir eine Wirtschaft, die von der Pädagogik lernen kann. In der Schule zählt nicht nur das Ergebnis, sondern der Weg. Fehler sind erlaubt, Beziehungen sind wichtig, Vielfalt eine Stärke. Warum gelten diese Prinzipien außerhalb des Klassenzimmers so selten?

Kinder müssen lernen, sich selbst zu behaupten, Entscheidungen zu treffen und Nein zu sagen, wenn etwas ungerecht ist. Eine Wirtschaft, die nur angepasste Menschen will, hat Angst vor der Zukunft und vergisst, dass echte Kompetenz aus Mut, Kreativität und Beziehung entsteht.

Wenn ich an meine zukünftigen Schüler*innen denke, möchte ich ihnen ehrlich begegnen können. Ich will sagen können: Ihr müsst nicht perfekt sein, um etwas wert zu sein. Arbeit soll euer Leben



tragen, nicht auffressen. Technik soll euch dienen, nicht beherrschen. Und dieses Land braucht euch nicht nur als Arbeitskräfte, sondern als Menschen mit Herz und Meinung.

Meine Wünsche sind kein fertiges Programm. Sie sind ein Kompass aus der Perspektive einer jungen Frau, die zwischen Hörsaal, Praktikum und Nebenjob versucht zu verstehen, was Wirtschaft eigentlich bedeutet. Vielleicht beginnt Veränderung genau dort: im Zweifel, im Fragen, im Nicht-Zufriedensein.

Ich wünsche mir eine Zukunft, in der Kinder in der Schule entdecken dürfen, dass Menschlichkeit und Respekt wichtiger sind als Gewinnzahlen. Eine Zukunft, in der sie lernen, dass Zusammenarbeit, Mut und Würde stärker wiegen als Konkurrenzdenken.